

Johann Ev. Aichinger.

Ein Lebensbild.

(Fortsetzung.)

III. Aichinger kommt zur Anstalt, wird Adjunkt und Direktor. Schwierigkeit seiner Stellung.

Bei Ausgang der Seminarjahre handelte es sich um die Bestimmung, welche Aichinger erhalten sollte.

Im höheren weltpriesterlichen Bildungsinstitut zum heiligen Augustin in Wien kam eben eine Stelle von Linz aus zu besetzen zur Vorbereitung auf das Doktorat aus der Theologie. Vor allen seinen Kollegen schien Aichinger für diese Stelle qualifizirt.

Zugleich lag ein Bittgesuch vom Ehrendomherrn und Stadtpfarrer Wailig in Gmunden vor um Aichinger's Abmiltirung als Stadtkaplan in Gmunden.

Endlich sollte für den zum Tode erkrankten Koblmüller, Kaplan bei St. Mathias und Adjunkt am Laubstummten-Institute, ein Nachfolger bestimmt werden. Aber man wollte beide Stellen von einander trennen, weil deren Verpflichtungen sich häufig als unvereinbarlich darstellten und zu schwer für die Kraft eines Mannes, — der kräftige Koblmüller war der übergroßen Anstrengung erlegen. Weil jedoch der Adjunkt von seiner Besoldung pr. 200 fl. allein nicht leben könne, so wollte man ihm eine eben erledigte Stelle als Dom- und Chorvikar geben. Für beide Stellen aber schien Niemand besser geeignet als unser Aichinger.

Aber so groß war das Vertrauen, das Aichinger's Obere in seine gereifte Einsicht setzten, so groß ihre Liebe zu ihm, daß sie ihm in keiner Richtung einen Zwang anthun wollten, sondern die Wahl zwischen drei Bahnen freistellten.

Seine eigene Neigung zog ihn zum Taubstummen-Unterrichte. Schon als Student hatte er bei seinen fast täglichen Besuchen im Kapuzinerkloster die Bekanntschaft der Taubstummen gemacht, hatte sogar das künstliche Handalphabet von ihnen gelernt. „Ihr zutrauliches Wesen gefiel mir, schreibt er, ihre Geberdensprache interessirte mich, ihr Zustand dauerte mich.“ Doch wollte Nchinger auch den Rath der Erfahrung hören, und wendete sich mündlich an den Spiritual des Alumnates Dr. Andreas Grubauer, schriftlich an Dechant Baumgartner. Beider Rath harmonirte mit seiner Neigung. Dechant Baumgartner faßte seinen Rath in die zwei bezeichnenden Worte zusammen: *canta et significa!* (singe und deute).

Auf diese Weise führte die Vorsehung unsern Nchinger zum Taubstummen-Institute, an dem und für das er so lange und so segenreich gewirkt hat. Nchinger hätte auch dem Doctorate Ehre gemacht, hätte auch als Seelsorger im gewöhnlichen Sinne vortrefflich gewirkt, aber der Herr, der ihm besondere Gaben verliehen hatte, überwies ihm von seinem Weinberge einen lange verwahrlosten, kaum erst urbar gemachten Theil zur zweckmäßigen Bearbeitung, vertraute ihm aus seinen lieben Kleinen gerade die ärmsten und verlassensten zur vernünftigen und christlichen Erziehung an. Nicht Eines bloß, sondern fünf Talente wurden unserem Nchinger anvertraut, womit er wieder fünf Talente gewonnen hat.

Nach getroffener Wahl wurde Nchinger alsbald zum Adjunkten der Anstalt und zum Chorvikar an der Domkirche ernannt. In letzterer Eigenschaft bezog er den Gehalt pr. 380 fl. schon vom 1. September 1829 an, in ersterer aber blieb er noch ein volles Jahr ohne Gehalt, weil er diesen großmüthig dem Wenzl Chwojka überließ, einem armen jungen Manne, welcher in der Noth seine Familie in Wien zurückließ, um in Eiz die armselig dotirte Stelle des Adjunkten an der Taubstummen-Anstalt nur auf kurze Zeit provisorisch zu übernehmen. Er blieb noch bis September 1830, kehrte dann nach Wien zurück,

wo er bald darauf starb. Aichinger aber erübrigte von seinem schmalen Einkommen, wovon er auch die Wohnung selbst besorgen mußte, so viel, daß er für seine kranke Schwester liebevoll sorgen und seinen jüngeren Bruder, welcher noch studirte, kräftig unterstützen konnte.

Ueber Aichinger's Wirksamkeit als Adjunkt können wir nicht viel berichten. Einmal dauerte dieß zu kurze Zeit, nur etwas über zwei Jahre; dann mußte er selbst erst lernen, denn hier besonders gilt: docendo discimus; endlich mußte er als Gehilfe in Absicht auf den Gegenstand und die Methode des Unterrichtes der Anordnung des Direktors sich anbequemen, und Direktor Bihringer hatte hierin seit Jahren eine stereotype Ordnung festgesetzt, wobei die Beibringung einiger sachlicher Kenntnisse, zuletzt der Religion — der Hauptzweck, die formelle Bildung aber, namentlich die Entwicklung und Beibringung der Sprache nur Nebenzweck war. Es zeigt von selbstständigem Urtheile und von tieferem Eingehen in die Sache, daß Aichinger damals schon das Mangelhafte der Bihringer'schen Methode schmerzlich fühlte, obgleich von einer Verbesserung derselben noch keine Rede sein konnte.

Zunächst mußte Aichinger darauf bedacht sein, sich zur Kompetenz um die Direktorsstelle in gehörigen Stand zu setzen. Eine Erledigung derselben stand in naher Aussicht. Direktor Bihringer wünschte bei seiner Kränklichkeit ein Plätzchen, das mit etwas weniger Mühe und Plage und mit einem etwas besseren Einkommen verbunden wäre. Er kompetirte daher zuerst um ein erledigtes Kanonikat und als er es nicht erhielt, im Jahre 1831 um die l. f. Pfarre Hofkirchen im Hausbruckkreise. Aichinger wollte sich daher einer Prüfung über den Taubstimmunterricht unterziehen, um ein Zeugniß darüber produziren zu können. Gegen seine eigene Ueberzeugung schloß er sich der allgemeinen Ansicht — eine solche Prüfung könne nur in Wien gemacht werden — an und machte die dazu nöthigen Schritte. Direktor Verus aber antwortete ihm, in Wien sei die Cholera

ausgebrochen, man könne einen Tag für die Prüfung nicht bestimmen, Nchinger möge sich keiner Gefahr aussetzen und noch zuwarten. Weil aber Gefahr auf Verzug zu sein schien, so erbat sich Nchinger durch das H. B. Konsistorium von der k. k. Studien-Hofkommission die Bewilligung, die fragliche Prüfung in Einz machen zu dürfen. Die Bewilligung wurde gegeben, gelangte aber erst herab, als Bühringer bereits Pfarrer war und Nchinger schon einige Wochen als Direktor fungirte. Doch wurde die Prüfung auf den 21. Februar 1832 anberaumt und im Institutsgebäude auch wirklich abgehalten. Bühringer examinierte, Domscholaster Hasibeder als Diözesan-Schulenoberaufseher war Beisitzer; Hofrath von Zaden und Kanonikus Treiblmayer waren als Gäste zugegen. Die Prüfung verbreitete sich über die Theorie und Praxis des Taubstumm-Unterrichtes und dauerte drei Stunden. Das Resultat war laut Zeugniß ein glänzendes; vorzüglich bezeichnend dafür ist aber die Thatsache, daß Hofrath von Zaden von diesem Augenblicke an ihm ein Freund war, der sich unter schwierigen Verhältnissen und in edler Weise bewährte.

Nchinger setzte sich nun um die erledigte Direktorsstelle förmlich in Kompetenz. Aber es ging nicht so leicht und nicht so schnell, als man gehofft, Nchinger mußte erst im Feuerofen der Leiden geläutert und erprobt werden, um als wahrer Diener Christi der Anstalt vorzustehen.

Bischof Gregorius selbst war einige Zeit sein Gegner, keineswegs aber aus persönlicher Abneigung, oder aus einem Zweifel an seiner Tüchtigkeit oder Würdigkeit, sondern aus anderen Gründen, die wir zur Steuer der Wahrheit näher bezeichnen müssen.

Der Taubstumm-Unterricht war damals verhältnißmäßig immer noch etwas Neues. Manche nannten ihn noch eine Modesache und zweifelten wohl gar an der Möglichkeit desselben. Ueberdies waren die Lehrer und Förderer desselben selbst noch nicht vollkommen darüber klar geworden, es gab auch für sie

noch manche ungelöste Frage, manchen dunklen Punkt. Bischof Ziegler war ein tiefblickender Mann, ein scharfer Beobachter, sein Kennerauge mochte bei den Taubstunnen-Prüfungen in Wien und Linz manches beobachtet haben, das ihm nicht stichhaltig, wohl gar nur „blauer Dunst“ schien.

Die natürliche Folge davon war ein gewisses Mißtrauen gegen diesen Unterricht und der Wunsch, an der Spitze der Landes- und Diözesan-Anstalt dieser Schöpfung von Diözesan-Weltgeistern, einen Mann zu haben von gereifter Einsicht und bewährter Erfahrung; Michinger aber war noch jung, erst zwei Jahre aus dem Seminare, und eben so lange bei der Anstalt. Kann man in einer so heiklen und wichtigen Sache seiner Einsicht und Erfahrung vollkommen vertrauen? diese Frage drängte sich nothwendig auf. Und Bischof Gregorius war sehr geneigt, sie mit „ja“ zu beantworten. „Michinger ist zwar noch sehr jung, äußerte sich der Bischof einmal, als Bähringers Abgang vor der Thüre war, auch hat er noch keine Prüfung gemacht, aber es ist sonst Niemand da, der diesen Unterricht versteht.“ Diese Aeußerung hörte ein Mann, dem vielleicht aus früherer Zeit, wie wir oben erzählt, noch ein Stachel gegen Michinger im Herzen stuck, und er entgegnete in großer Devotion: Es sei allerdings ein Mann da, der diesen Unterricht vollkommen verstehe, der mehrere Jahre bei der Anstalt gedient, hierüber auch ein Zeugniß von Wien habe, und diese Stelle sehnlich wünsche, sich aber nicht getraue darum zu bitten. Der Bischof war angenehm überrascht. „Ei, von dem habe ich gar nichts gewußt, sprach er, das ist mir lieb, er soll nur kommen und kompetiren.“

Dieser Andere aber war der Cooperator-Senior an der Stadtpfarre Linz, Josef Weikricht. Es ist wahr, Weikricht war drei Jahre Bähringers Gehilfe bei der Anstalt, und hatte in Wien die Prüfung gemacht, aber er that sich immer schwer schon wegen seiner großen Kurzsichtigkeit, und war darum selbst froh, als man ihn im Jahre 1821 von der St. Mathiaspfarre an die Stadtpfarre versetzte, und Kobl Müller an seine Stelle

trat. Seitdem waren zehn Jahre verflossen, Weikricht der Sache ganz entfremdet, hätte nie daran gedacht, um die Direktorsstelle zu kompetiren. Auch jetzt wäre er so ehrlich gewesen, sich einfach dafür zu bedanken, aber man stellte ihm vor, es sei der ausdrückliche Wille des Bischofes, daß er kompetire, eine Weigerung würde ihm die höchste Ungnade zuziehen. — So kompetirte er und wurde vorgeschlagen. Aber weil Weikrichts Unfähigkeit und inneres Widerstreben anderweitig bekannt war, so wurde der Vorschlag nicht angenommen, den man entgegenwieder aufrecht zu erhalten suchte. So entspannen sich Differenzen und Verhandlungen, über denen fast zwei Jahre hingingen.

Mittlerweile war Nchinger ebenfalls um zwei Jahre älter geworden, hatte in dieser Zeit seine Tüchtigkeit in der Leitung der Anstalt als provisorischer Direktor, und überhaupt seine kluge Standhaftigkeit, insbesondere seine priesterliche Demuth aufschönste bewährt, der Bischof gewann die Ueberzeugung, daß nicht der ältere Weikricht, sondern der jüngere Nchinger zum Direktor der Anstalt sich eigne, gab nach und schlug selbst ihn zum Direktor vor.

In Folge dessen wurde nun Nchinger mit Dekret der k. k. Studienhofkommission vom 19. September 1833 zum definitiven Direktor der Anstalt ernannt und als solcher im bischöflichen Konsistorium beieidet.

Nchinger war nun Direktor, zwar jung an Jahren, aber ein gereifter Mann an Einsicht, an Erfahrung und entschiedenem Muth. Es gab für ihn viele und große Schwierigkeiten zu überwinden, eine Schwierigkeit lag schon in der immer noch mangelhaften Unterrichtsmethode; eine zweite in den ganz unzureichenden Lehrkräften an seiner Anstalt; eine dritte in der Sorge für seine Taubstummens-Zöglinge, zumal die armen, für deren Unterkunft, Versorgung u. dgl.

Eine eigenthümliche, vielleicht die größte Schwierigkeit lag für ihn in dem Mißtrauen, womit der Hochselige Bischof noch längere Zeit auf den Taubstummens-Unterricht überhaupt und insbeson-

dere auf den an unserer Anstalt hinblickte. Das Wasser war einmal getrübt worden, und klärte sich nur allmählig wieder auf. Aber gerade da zeigte sich Nchinger im schönsten Lichte. Man darf sagen, nichts legt ein so sprechendes Zeugniß dafür ab, wie klug, geistvoll und dabei so von Herzen demüthig Direktor Nchinger gewesen ist, als sein Benehmen dem Bischöfe gegenüber. Nie vergaß er, was ein Priester seinem Oberhirten schuldig ist, nie stellte er seine Person, sondern immer nur seinen Beruf und die Sache, die er zu vertreten hatte, in den Vordergrund.

Es ist so schön, was er selbst darüber schreibt: „Wenn zur Zeit des Kampfes der Bischof mir oft die unverdaulichsten Ansichten über den Taubstummen-Unterricht zu verschlucken gab, ihn eine „Modesache“ nannte und behauptete, wenn die Zöglinge bei der Prüfung etwas wüßten, so sei das nur „eingewerkelt“ und Betrug; da erwiderte ich wohl nichts, sondern schwieg dazu, aber im Innersten meiner Seele gelobte ich mir, dem Bischöfe womöglich eine bessere Meinung vom Taubstummen-Unterrichte und von unserer Anstalt beizubringen. Es wäre ja doch gar zu traurig, wenn gerade derjenige, der vor Allen Alles, was Erziehung und Unterricht betrifft, unter seine höchste Obhut nehmen soll, bei solchen Ansichten verharrte!“

Einem solchen, eben so männlichen als priesterlichen Streben konnte ein Mann, wie Bischof Ziegler war, mit so klarem Geiste und so väterlicher Liebe, sein Herz nicht verschließen, und er hat es auch nicht verschlossen, hat es endlich seinem Nchinger weit geöffnet.

Aber Direktor Nchinger benützte auch jede passende Gelegenheit, dieses Ziel zu erreichen, und er verstand es, jede solche Gelegenheit erfolgreich zu benutzen. Es sei mir erlaubt ein paar Belege dafür hier anzuführen.

„Es war, schreibt Nchinger, so ich nicht [irre, im Jahre 1841, da hatte ich am Prüfungstage einen Anfall von meinem Erbübel, der leidigen Migrän. Sonst examinirte ich aus der

Religion erst um 11 Uhr, weil ich aber heut mit Grund befürchtete, um 11 Uhr dienstunfähig zu sein, examinierte ich gleich Anfangs, um 8 Uhr. Doch meine Befürchtung war umsonst, das Uebel verzog sich dießmal, und als um 11 Uhr der Bischof kam, erklärte ich, daß ich auch jetzt examiniren könne, wenn Seine Gnaden es befehlen; der Bischof befahl es und bestimmte auf meine Bitte nicht nur die Wahrheiten der Religion, über welche zu fragen sei, sondern auch die Kinder, welche antworten sollen. Und als sowohl die bezeichneten Kinder, als auch die meisten übrigen die gestellten Fragen richtig und fertig und mit Verständniß beantworteten, und zwar wie es gewünscht wurde, schriftlich, mündlich oder in der Geberdensprache, da klärte sich das Anfangs ernste Gesicht des Oberhirten freundlich auf, man konnte es in seinen Mienen lesen, daß eine bessere Meinung in seine Seele eingekehrt sei.“

Besonders wirksam waren die Privatgespräche, welche Nchinger mit dem Bischöfe bei Aufwartungen oder sonstigen nothwendigen Besuchen pflog. „Der Bischof warf selbst gerne das „Hölzchen“ und ich, sagt Nchinger, ergriff solche Gelegenheiten mit Eifer, um meinem Oberhirten von unserer Sache eine bessere Meinung beizubringen. Einmal forderte er mich auf, die Nothwendigkeit eines eigenen Religions-Unterrichtes für die Taubstummen nachzuweisen, und ich wies es nach aus inneren und äußeren Gründen, meinen Satz mit Beispielen aus unserer Erfahrung beleuchtend. Meine Darstellung interessirte und überzeugte ihn, da überzog plötzlich eine Wolke des Unmuthes seine Stirne und er sprach etwas ärgerlich: „Aber man kann doch nicht läugnen, daß hie und da Betrug vorgefallen ist, daß nicht Alles so sei, wie es hie und da ausgegeben wurde.“ Ich antwortete: „Da haben Eure Bischöfliche Gnaden vollkommen Recht. Betrug und Täuschung wurde ausgeübt und wird ausgeübt werden, so lange das Fach in Menschenhänden ist. Man muß aber unterscheiden; die Einen betrügen absichtlich, die andern unabsichtlich. Die Einen wollen dem Publikum einen

blauen Dunst vormachen, die Andern aber bringen ihre unwahren Resultate in bester Absicht zur Schau, weil sie die Sache nicht besser verstehen und ihren Irrthum für Wahrheit halten.“

Ueber diese Konzession war der Bischof höchlich erfreut und er sprach mit dem Ausdrücke eines Menschen, der lange verkannt worden war und dem endlich Genugthuung zu Theil wird: „Das ist mir lieb, daß Sie das sagen! Sehen Sie, da habe ich mich schon, als ich noch Professor in Wien war, gegen Manches geäußert, was ich bei Abbé Stork (erstem Direktor des Wiener-Institutes) gesehen habe. Da hat man mich verkehrt und geschrien: ich sei hart, ich habe kein Gefühl, ich urtheile unrichtig. Nun geben Sie mir das selbst zu, ich habe also doch nicht unrecht gehabt.“

Inzwischen fand Aichingers Wirken allgemeinere Anerkennung, von Seite der hohen Behörde gelangte ein Belobungsdekret um das Andere herab, der Bischof selbst sah Beweise über Beweise von seinen erfolgreichen Bemühungen, wie: die öffentlichen Prüfungen, die Bücher, welche Aichinger für seine Schule schrieb und zur oberhirtlichen Zensur vorlegte; insbesondere das öffentliche Lob über die Brauchbarkeit und gute Conduite der Taubstummen, welche zu Linz ihre Bildung erhalten hatten.

Dieses Alles hatte endlich die erwünschte Wirkung, daß der Bischof von seinen mißgünstigen Ansichten gänzlich abkam, im Gegentheile seine Annexion oft laut und öffentlich aussprach, den Nutzen und die Leistungen der Anstalt beifällig rühmte und endlich sogar durch Auszeichnungen dem Direktor und der Anstalt seine Huld kund that. So verlieh er ihm unterm 17. Mai 1849 die Würde eines geistlichen Rathes und überraschte ihn am 26. Februar 1852 bei der feierlichen Ueberreichung des goldenen Verdienstkreuzes mit der Krone, durch das huldvolle Ernennungsdekret zum „wirklichen Konsistorialrath“.

Außerdem begegnete Bischof Gregorius unserem Aichinger auch persönlich zunehmend mit väterlicher Huld und Liebe, zog

ihn häufig an seinen Tisch, ja in den letzten Jahren durfte im Kreise hervorragender Gäste Direktor Nichinger an der bischöflichen Tafel nicht fehlen. Der hochselige Bischof mußte auch die geselligen Eigenschaften zu schätzen, welche Nichinger in so seltenem Grade besaß und überall in so anziehender Weise zu entfalten verstand.

Endlich bewies der Bischof der Anstalt seine gute Meinung und sein Wohlwollen auch noch dadurch, daß er ihr in seinem Testamente eine Met. Oblig. pr. 1000 fl. zu 4 pCt. vermachte.

So endete ein Verhältniß, das Anfangs trübe war, im freundlichsten Lichte — zur Ehre des Bischofs wie des Direktors. Es ist wahr, dasselbe hatte unserem Nichinger manche bittere Stunde gebracht, aber abgesehen von der mächtigen Aneiferung, die eben darin zum beharrlichen Streben in seinem mühevollen Berufe lag, erblühten ihm gerade aus jenen Bitterkeiten die süßesten und lohnendsten Freuden! Daß auch sein Bischof, Hochwelchen Nichinger so kindlich verehrte, sein Wirken rühmend anerkannte und zwar aus eigener innerer Ueberzeugung, das war ihm eine Genugthuung und ein Lohn, worüber er alle seine Kümmernisse, alle gehabte Mühe und Sorge völlig vergaß. Und wer sollte einen Mann nicht in hohem Grade hochachten und lieben, der wie der Hochselige Bischof Ziegler, ungeachtet seiner hohen Stellung, die eigene Ansicht nicht hartnäckig festhielt, sondern einzig besorgt um das Heil der ihm anvertrauten Seelen, gerne der besseren Ansicht Gehör gab und von der Wahrheit einmal überzeugt, sogar den Irrthum offen bekannte und edelmüthig gutmachte.

IV. Nichingers Bemühungen für Verbesserung der Lehrmethode und des Unterrichtes.

Das vollsinnige Kind bringt von Haus in die Schule die Sprache mit. Die Sprache aber ist nichts anderes, als der in die Erscheinung tretende Gedanke — und Gedanke und Sprache

sind innerlich nur Eins und dasselbe. Das vollsinnige Kind besitzt also mit der Sprache eine Menge von Begriffen und Gedanken. Das taubstumme Kind dagegen ist ohne Sprache und darum auch ohne Begriffe.“)

Die Aufgabe des Taubstummenlehrers rücksichtlich der Sprache ist deswegen ganz anders als die eines Lehrers der vollsinnigen Kinder. Dieser kann mit dem Kinde die Sprache als ein Gegebenes betrachten und in ihre Theile zerlegen, d. h. Grammatik betreiben. Jener aber muß in dem Kinde zuerst die einzelnen Vorstellungen erwecken, von den Anschauungen zu Begriffen übergehen und dann erst, wenn der Begriff erfaßt ist, für denselben das Wort setzen d. h. er muß zuerst die Intelligenz und dann die Sprache entwickeln.

Wie in der körperlichen Entwicklung, so gibt es auch in der geistigen Entwicklung des Menschen einen natürlichen Stufengang. Nach dem richtigen Grundsatz der Methodik: „Ahme die Natur nach“ soll der Taubstummenlehrer die Gesetze dieser geistigen Entwicklung kennen, und nach ihnen unterrichten.

Hierdurch wird er aber nothgedrungen das Mechanische Grammatische aufgeben und sich der logischen Seite der Sprache zuwenden müssen.

Wihringer behielt die von Reiter an der Linzer Taubstummen-Anstalt eingeführte, damals fast allgemein übliche grammatische Methode bei. Man gab ein Wort und „deutete“ es nach dem künstlichen Fingeralphabet. Natürlich konnte man sich hiebei nie überzeugen, ob dem Taubstummen der Begriff klar geworden sei. Die Tonsprache als Unterstützung der Schriftsprache wurde wol auch, aber nur bei wenigen Schülern kultivirt.

A. fühlte gar bald das Bedürfniß in sprachlicher Hinsicht einen anderen Weg einzuschlagen, eine neue Methode zu begründen. Doch dieß war nicht so leicht. Er sollte den ganzen ge-

“) Die Geberdensprache ist keine Begriffssprache. Gründlich nachgewiesen im Aufsatze A's: „Kann der ununterrichtete Taubstumme zc.“ S. 4. S. Jhrg. 1864.

Ann. d. B.

waltigen Sprachstoff naturgemäß beibringen. Wie schwer diese Aufgabe für ihn war, mögen wir aus seinen eigenen Worten entnehmen. „Die Masse von Wörtern und Flexionen, sagte er, lag wie ein Chaos vor mir, in welchem ich weder eine einfache Gliederung, noch irgend einen natürlichen Organismus erkannte.“ Die Bücher, die er zu Rathe zog, gaben ihm keine Aufklärung; nur Adelungs großes Wörterbuch leistete ihm manchen guten Dienst. Sein scharfer Geist aber überwand alle Schwierigkeiten — er zeichnete für sich und seine Mitarbeiter einen neuen Lehrplan vor, an welchem er freilich bei fortgesetztem Studium und Doziren nicht Weniges ändern mußte. Durch Dr. Beckers Werke „Organismus der Sprache“ — „Deutsche Schulgrammatik“ u. s. w. wurde ihm endlich Manches klar, was früher dunkel gewesen, Vieles wurde bestätigt, was er längst gedacht hatte. Da erschien nun nach nochmaliger Umarbeitung im Jahre 1849 Aich. Leitfaden beim Taubstummenunterrichte unter dem Titel: „Organische Entwicklung der Intelligenz und Sprache.“

In diesem Werke erscheint uns A. als ein tüchtiger Baumeister, der mit dem reichen Sprachmaterial ein herrliches Gebäude auführt. Dasselbe ruht auf mächtigen Grundfesten, jeder Stein ist an seinem Platze — es herrscht eine natürliche Einheit. Es würde uns zu weit führen, wollten wir unserem Wunsche nachgeben, mit dem freundlichen Leser das Innere des Gebäudes zu betreten und zu beschauen. Allen aber, welche an dem Baue unserer Sprache Interesse haben, empfehlen wir dringend A. Buch.

Hören wir über dasselbe die Aeußerung des Direktors Schmitt aus Stockholm. Dieser, zum Direktor des neuerrichteten Taubstummen-Institutes in Stockholm ernannt, bereiste vor seinem Amtsantritt auf Kosten der schwedischen Regierung die Taubstummen-Anstalten Deutschlands. Er kam auch nach Bng. Da sah er A. Manuskript über den Taubstummen-Unterricht. Er bat inständig ihn selbst auf einige Tage zu borgen. „Sehen Sie, sprach er zum Direktor A., ich reise nun so viel Monate

habe so viel Anstalten besucht und was habe ich erfahren und gelernt? Ueber den Anfang des Unterrichtes erhielt ich überall weitläufige Auskunft; über den weiteren und schwierigeren Sprachunterricht aber nur allgemeine und unbestimmte Antworten, aus denen ich durchaus nicht abnehmen konnte, was ich Woche für Woche, Tag für Tag, ja Stunde für Stunde vorzunehmen habe; und das nun finde ich genau in Ihren Schriften. Das geliehene Manuscript exzerpirte Schmitt bis zum letzten Augenblick vor seiner Abreise, dankte dafür dem A. auf's verbindlichste und beschwor ihn den Zeitsfaden recht bald drucken zu lassen.

Rezensionen über das Buch sind uns nicht bekannt. Vielleicht blieb dasselbe gerade darum unbesprochen, weil es aus Oesterreich und noch dazu von einem katholischen Geistlichen kam. Solche Werke werden zwar, wenn sie gut sind, benutzt, sonst aber in der Regel ignorirt, während die der eigenen Landsleute, der eigenen Glaubens- und Standesgenossen ohne Rücksicht auf den inneren Werth in den öffentlichen Blättern gerühmt und angepriesen werden. Bei uns in Oesterreich ist das nicht zu erwarten. So erging es sogar unserem Miehinger, so allgemein er auch geachtet und geliebt war. Viele kümmerten sich überhaupt nicht um sein „Buch“, es herrscht dießfalls bei uns noch große Gleichgiltigkeit. Andere die sich darum kümmerten und darin blätterten, waren häufig schnell mit einem wegwerfenden Urtheile fertig: „Ist ohnehin Alles zusammengetragen aus anderen Büchern, die von draußen kommen;“ oder: „das ist für die Taubstummen viel zu hoch, Miehinger will ja aus seinen Taubstummen lauter Philosophen machen.“ Diejenigen aber, welche das Buch einer eingehenden Aufmerksamkeit würdigten, wissen gar wohl, daß hier die Resultate eines tiefen selbstständigen Studiums und einer langjährigen Erfahrung vorliegen; sie wissen, daß dieses Buch nicht für die Taubstummen, sondern für deren Lehrer als Zeitsfaden beim Unterrichte geschrieben sei, und übersahen nicht, was Miehinger in der Vorrede (IV. V.) sagt: „für diejenigen, welche mit dem Taubstummen-Unterrichte selbst

noch nicht vertraut sind, bemerke ich, daß die im Buche vorkommenden Definitionen und Erklärungen der mannigfaltigen Verhältnisse der Begriffe und Gedanken nicht den Zweck haben, als sollte der Lehrer dieselben seinem taubstummen Schüler beibringen “ Indes, bei aller Anerkennung seines großen inneren Werthes, waren Manche doch nicht in Allem und Jedem mit Nichingers Buch einverstanden, zumal in Absicht auf die philosophisch gehaltenen Einleitungen; den Einen schienen sie zu lang, den Anderen zu kurz und gedrängt; hier fand man seine Philosophie unverständlich, dort der eigenen, gewohnten Anschauung entgegen.

Anders urtheilen aber diejenigen Geistlichen, welche als Alumnen oder Kleriker des vierten Jahrganges Nichingers mündliche Vorträge darüber gehört haben — seit 1837 regelmäßig an allen Donnerstagen des Schuljahres gehalten. Begeistert durch sein klares und gründliches Wort, das ihm aus Kopf und Herz leicht und frei vom Munde floß, erbaten sie sich gewöhnlich sein Manuskript zum Abschreiben. Diese Mühe ihnen zu ersparen, war seiner eigenen Aeußerung zufolge auch ein Grund, warum er dasselbe zum Drucke beförderte.

Anders urtheilen darüber vorzüglich seine Mitarbeiter, denn sie hatten und haben daran einen sicheren und verlässlichen Führer, der sie bei diesem mühevollen und schwierigen Unterrichte einerseits vor Irr- und Abwegen, vor Blendwerk und Ueberschwenglichkeit bewahrt, anderseits aber wieder ihrer eigenen freien Thätigkeit ein weites Feld offen läßt.

Indes hat Niemand bescheidener darüber geurtheilt als eben der Verfasser selbst. Was er für sich in Anspruch nahm, war nur der gute Wille, das beharrliche Streben, die Mühe und Plage. Dabei anerkannte er dankbar jede fremde Beihilfe, so die seiner zwei treuen Mitarbeiter — Sampl und Brandstetter, vorzüglich aber die Dienste, welche ihm Dr. K. F. Beckers Werke dabei geleistet. Was wir besonders bedauern, ist, daß der selbige Direktor seinen öfters ausgesprochenen Vorsatz — über

das Verhältniß seines Sprachunterrichtes zu dem an den übrigen Volksschulen und über den Gebrauch seines Buches für die Volksschullehrer, etwa in „die Volksschule“ Abhandlungen zu schreiben, — nicht mehr in Vollzug setzen konnte. Ueber Aufmunterung des Direktors schrieb sein eifriger Mitarbeiter Lampl den zweiten Theil dazu — das praktische Verfahren beim Taubstumm-Unterrichte. Das Buch erschien im Jahre 1852, in Kommission bei Quirin Haslinger in Linz, als ein schönes Denkmal, wie Nchinger bemerkt, seines gründlichen Denkens, seiner Gewandtheit und seines Eifers.“

Für den Taubstummen ist die Sprache der wesentlichste Unterrichtsgegenstand. „Ist dieser Gegenstand bewältigt, sagt Nchinger, so sind die übrigen Gegenstände: Religion, Rechnen, schriftliche Aufsätze, Geographie, Naturgeschichte, nur mehr Korolarien und verhältnißmäßig leicht beizubringen.“ Doch wird der übrige Unterricht nicht etwa verschoben, bis der Sprachunterricht vollendet ist, was ohnehin nicht möglich wäre, sondern gemäß der fortschreitenden geistigen und sprachlichen Entwicklung fortschreitend erteilt, im allgemeinen sowie den vollsinnigen Kindern; nur darf bei taubstummen Kindern beiweiten nicht so viel vorausgesetzt werden wie bei den vollsinnigen, sowohl was die Sprachbildung und Sprachfertigkeit, als was die Menge der zu Grunde liegenden Anschauungen betrifft. In dieser Beziehung ist auch der besttalentirte Taubstumme nach vollendeter Schulbildung in der Regel noch ärmer als ein ungleich schwächer talentirtes vollsinniges Kind bei seinem Eintritte in die Schule. Daher sind auch die gewöhnlichen Volksschulbücher, z. B. biblische Geschichte, Bibel, Lesebücher u. dgl., in der Taubstummenschule nicht zu gebrauchen; die vielen darin vorkommenden abstrakten Begriffe, langathmigen Perioden u. s. w., sind für vollsinnige Kinder häufig sehr schwer zu verdauen, für die taubstummen wären sie vollends unverständlich.

Direktor Nchinger suchte auch dem Bedürfnisse eigener Schul- und Lesebücher für seine Schüler bestens abzuhelpfen.

Gleich beim Antritt des Direktorates schrieb er eine biblische Geschichte des neuen Bundes, welche bisher den Zöglingen nicht eigens im Zusammenhange vorgetragen worden war. Dem Drucke übergab er sie erst im Jahre 1845 so wie im Jahre 1846 die biblische Geschichte des alten Bundes und den kleinen Katechismus, welche er ganz neu umgearbeitet hatte. „Sie früher drucken zu lassen, davon hielt mich, sagt Nchinger, theils eine gewisse, echt oberösterreichische Scheu, theils der Umstand ab, daß wir nur drei, früher gar nur zwei Lehrer und somit froh waren, die Zöglinge doch in eine Abtheilung mit dem Abschreiben jener Gegenstände beschäftigen zu können, während wir die übrigen Abtheilungen unterrichteten.“

Als im Jahre 1848 durch die Großmuth der Landstände ein vierter Lehrer angestellt wurde, eröffnete Direktor Nchinger sogleich ein sechstes Unterrichtsjahr, und schrieb dafür einen größeren Katechismus, den er im Jahre 1851 drucken ließ. Zugleich unterrichtete er die Zöglinge dieses Jahrganges in schriftlichen Aufsätzen, als: Konten, Anzeigen, Zeugnissen, Briefen u. dgl., so wie in den nothwendigsten geographischen und naturgeschichtlichen Kenntnissen.

Was den Rechnungsunterricht betrifft, so machte er im Jahre 1838 den ersten Versuch, den Taubstummen das Rechnen in Brüchen beizubringen. Später brachte er ihnen auch die zusammengesetzte Regel de Tri und die Zinsberechnung bei und im Jahre 1853 zeigte er den fähigeren Schülern zum erstenmale die Berechnung des Durchschnittes, des Quadrats und Kubikmaßes. Endlich versuchte er es den Schülern der obersten Abtheilung die Begriffe: Kapital, Prozent, den verschiedenen Zinsfuß und die Interessen-Berechnung beizubringen.

„Ich that dieß Anfangs, sagt Nchinger, bloß der formellen Bildung wegen und um die größeren Schüler angemessen und anregend zu beschäftigen. Die Kenntnisse selbst hielt ich bei Taubstummen fast für überflüssig und fürchtete, man möchte

mir's am Ende auch noch als bloße Dunstmacherei auslegen. Aber bald überzeugte mich ein wirklicher Fall, wie leicht ein Taubstummer ein kleines Kapital erben, oder sich ein Süm-chen ersparen könne, daß er fruchtbringend machen soll. Und um wie viel lieber wird er sparen, wenn er weiß, daß sein Erspartes dann von selbst wachsen könne! Derselbe Fall überzeugte mich zugleich von der Nothwendigkeit, den Taubstummen auch einen richtigen Begriff vom Testamentmachen beizubringen.“ Endlich beseitigte Michinger nach dem Muster der anderen Anstalten Deutschlands im Schuljahr 1841/42 die künstliche Geberdensprache, die zum Verständniß durchaus nichts beitrug, und behielt nur die natürliche Geberdensprache bei; pflegte aber insbesondere die Tonsprache und das dadurch bedingte Absehen des Gesprochenen vom Munde des Sprechenden; denn hiedurch wird nicht nur der Unterricht im Ganzen und das Beibringen abstrakter Begriffe im besonderen bedeutend erleichtert, sondern auch die Brauchbarkeit und das Fortkommen des Taubstummen im bürgerlichen Leben ungemein gefördert.

Bei allen Bemühungen für Verbesserung der Methode und des Unterrichtes sah der selige Direktor nur auf das, was er an sich als stich- und probehaltig, für seine Schüler aber als nothwendig und nützlich erkannte.

Glänzen wollte er damit nicht. Vor dem s. g. „Glänzen“ hatte Michinger einen eigenen Respekt, eine eigentliche Furcht. Der Grund davon lag zum Theil schon in seiner Natur, in seinem durchaus nüchternen, ruhigen und klaren Denken, mehr aber noch in seinem tiefen Pflichtgefühl und in seiner hingebenden Liebe zu den ihm anvertrauten Zöglingen. Um mit ihnen vor einem neugierigen Publikum etwa Komödie zu spielen, dazu waren sie ihm viel zu arm und viel zu gut. Sie zu brauchbaren und zufriedenen Menschen, zu aufrichtigen und wohlgestiteten Christen zu bilden und zu erziehen, das war sein Sinn und Trachten, sein Mühen und Sorgen; das — meinte Michinger, sei er schuldig den armen Kindern, deren Lehrer,

Erzieher und Seelsorger er war; das sei er schuldig ihren Eltern und Wohlthätern, welche ihm dieselben mit so großen Opfern und so vielem Vertrauen übergeben; das sei er endlich schuldig der Kirche und dem Staate, welche ihn auf diesen Posten gestellt haben! Direktor Nchinger mag bisweilen in dieser ängstlichen Furcht vor dem „Glänzen“ zu weit gegangen sein, vielleicht bisweilen zum Nachtheil des Unterrichtes — wir haben oben einen hieher gehörigen Fall erzählt, aber er hatte dazu auch seine guten Gründe. Nicht bloß der Hochselige Bischof Ziegler betrachtete diesen Unterricht längere Zeit mit Mißtrauen, dieses Mißtrauen finden wir öfters und zwar gerade bei solchen, welche es mit der Sache selbst gut meinten und an deren günstigem Urtheile viel gelegen war.

Im Oktober 1833 überraschte Ihre Majestät die Kaiserin Karolina Augusta die Anstalt mit einem Besuche. Die hohe, geistvolle Dame ließ in allen Klassen prüfen. Nchinger erbat sich immer eine Aufgabe von der Majestät, um dem Vorwurfe zu begegnen, daß einzelnen Schülern gewisse Aufgaben eingewerkelt seien. Bei der obersten Abtheilung nahm Nchinger eine Rechnung nach der Regel de Tri vor. Er stellte es wieder der Kaiserin frei, die Aufgabe zu bestimmen. Da sprach Allerhöchstdieselbe sehr freundlich: „Nein, nein, geben Sie nur selbst eine Aufgabe, jetzt bin ich schon überzeugt, daß Sie mich nicht betrügen wollen.“

Im Sommer 1850 kam J. F. H. die Großherzogin von Toskana in die Anstalt. Einer der sie begleitenden Hofherren machte den Dolmetsch. Er zeigte großes Interesse für den Unterricht, und erkundigte sich genau über die Methode. Das Absehen vom Munde und das mechanische Sprechen schien ihm nicht recht glaublich. Da sprach er nun selbst einem Mädchen langsam und markirt die Worte vor: „Du bist ein gutes Kind“. Selbes fing sogleich zu schreiben an: Du bist — schnell aber sich besinnend löschte es wieder aus und schrieb: Ich bin u. s. w. Darauf ließ er einen Knaben lesen und rief hinter seinem Rücken:

Es ist genug; ja er pfeiff sogar sehr laut, doch der Knabe las ruhig fort. Da war der Hofherr überzeugt und befriedigt.

Dazu kamen dann noch Berichte, daß bei manchen Anstalten das Mißtrauen vor den glänzenden Leistungen hinreichend begründet sei.

Im Oktober 1852 besuchte Herr Hoos, Oberlehrer (katholisch) am Taubstummen-Institute zu Gmund in Württemberg unsere Anstalt und erzählte, daß vor etwa 2 Jahren eine „Taubstummenlehrer-Versammlung“ gehalten worden sei. Es habe sich da herausgestellt, daß in gewissen Anstalten, die hinsichtlich ihrer Leistungen gar so sehr glänzen, auch nicht alles Gold sei, was glänzt, wie z. B. in Zürich u. a. Theils seien alle Berichte etwas frischer und lebhafter gefärbt, als die Sache sich wirklich verhalte; theils fänden dort Einrichtungen statt, die wohl Glanz zu erzeugen vermögen, aber nicht nachzuahmen seien. So suche man nur die allersfähigsten Taubstummen aus und behalte sie ungewöhnlich lange Zeit. Auf diese Weise erhielten wohl einige Wenige einen außerordentlich hohen Grad von Bildung, die große Mehrzahl der Taubstummen aber müßte ohne allen Unterricht aufwachsen.

Darf man es darum dem seligen Direktor Nchinger verargen, wenn er das s. g. Glänzen mit dem Unterrichte der Taubstummen perhorreszirte und seinen Mitarbeitern noch auf dem Sterbebette die Bitte auf die Seele band, nie von dem Grundsätze abzugehen: Wir wollen unseren Schülern nützen, nicht aber mit ihnen glänzen?

V. Die Resultate seines Unterrichtes.

Was die Resultate des Unterrichtes anbelangt, so pflegte der selige Direktor zu sagen: der positive Erfolg falle nicht so sehr in die Augen, und sei am Ende auch nicht so bedeutend; wohl aber müsse der negative Erfolg in Anschlag gebracht werden: was würde aus fast allen Taubstummen ohne Unterricht geworden sein.

Doch gerade Nchinger erzielte auch positive Erfolge. Er verscheuchte aus dem Herzen seines Oberhirten das letzte Wölken des Mißtrauens und gewann dessen volles Vertrauen. Die schärfsten Beobachter konnten in seinem Unterrichte nichts entdecken, was einem „blauen Dunst“ ähnlich sah, im Gegentheile mußte jeder zugestehen, daß seine Zöglinge gründlich und so weit unterrichtet seien, um gesittete und brauchbare Menschen zu werden. Diese Ueberzeugung drängte sich besonders dem Besucher der öffentlichen Prüfungen auf. Man muß gestehen, daß das Interesse des Publikums zumal des gebildeten an denselben von jeher ein großes war. Sie waren aber auch die Quelle großer Wohlthaten für die Anstalt und großer Auszeichnungen für den Direktor. Hiefür ein paar Belege.

Am 26. Juli 1847 war die Prüfung besonders zahlreich besucht. Unter den anwesenden Gästen waren auch die Herren Regierungsräthe Rainer und Baron Stiebar. Ganz befriedigt von den richtigen Antworten der Zöglinge, ja tief gerührt darüber rief Letzterer aus: „Welch' eine Wohlthat ist diese Anstalt, wie vortrefflich und segensbringend sind ihre Leistungen.“ Direktor Nchinger bemerkte dagegen, daß der Erfolg des Unterrichts immerhin den Bemühungen der Lehrer nicht entspräche, da sie mit Schülern überbürdet wären; dringendes Erforderniß wäre darum die Vermehrung der Lehrkräfte. Doch fehle es hiezu an dem nöthigen Fonde. Beide Räthe forderten nun Nchinger auf, sich in dieser Angelegenheit an die Landstände zu wenden. Er that es und zwar mit dem glücklichsten Erfolge. Die hohen Stände bewilligten schon im August 1848 zur Besoldung eines neuen Lehrers, der Taubstummenschranstalt einen Beitrag von jährlich 400 fl. C. M., den der hohe Landtag in der Sitzung vom 7. Februar 1863 auf 500 fl. C. M. (525 fl. D. W.) erhöhte.

Wiederholt hatte man geistlicher und weltlicher Seits daran gedacht, für den Direktor Nchinger höchsten Orts um eine Auszeichnung einzuschreiten. Aber wenn man sich an Nchinger wendete, um die dazu nöthigen Behelfe von ihm zu erhalten,

bat er so dringend und mit so triftigen Gründen, davon abzu-
sehen, daß man die Sache wieder auf sich beruhen ließ. End-
lich war es wieder eine öffentliche Prüfung, welche auch diese
Angelegenheit in Gang und so zur Entscheidung brachte. Noch
voll von den Eindrücken der Prüfung kehrten im Sommer 1851
Statthalter Bach, die Schulräthe Fritsch und Stifter, Kanoni-
kus Strigl u. A. davon zurück. Auf dem Wege forderte Statt-
halter Bach allen Ernstes den Kanonikus Strigl auf, in seiner
Eigenschaft als Diözesan-Schulenoberaufseher die nöthigen Ein-
leitungen zu Nchingers Dekoration zu machen. Mit inniger
Freude und mit der ihm eigenen Thatkraft brachte Kanonikus
Strigl die Sache sogleich in Gang. Direktor Nchinger mußte
jetzt die nöthigen Behelfe liefern, wenn er sich nicht dem Ver-
dachte der Unloyalität aussetzen wollte. Aber seine Zeugnisse,
Belobungsdekrete übergab er nur gegen das Versprechen, daß
er sie nach daraus genommenen Notizen sogleich wieder zurück
erhalte. Der Kanonikus versprach es, legte sie aber dem Berichte
bei. „Hätte nicht geglaubt, bemerkt Nchinger in seiner scherz-
haften Weise, daß ein Kanonikus, der obendrein aus dem Inn-
viertl stammt, so falsch und hinterlistig sein kann.“

Auf den Antrag des H. B. Konsistoriums und der h. k. k.
Statthalterei haben nun Se. Majestät Kaiser Franz Josef I.
mit a. h. Entschließung vom 5. Februar 1852 dem Direktor
Joh. Ev. Nchinger das goldene Verdienstkreuz mit der
Krone a. g. zu verleihen geruht. Donnerstag, den 26. Februar
sah die Dekorationsfeier im schön und passend geschmückten
PrüfungsSaale des Instituts statt. Regierungsrath Fritsch hestete
als Stellvertreter des eben unbäblichen Herrn Statthalters dem
Direktor die Dekoration mit einigen passenden Worten an die
Brust. Sprecher aber und Leiter der ganzen Feierlichkeit war
Kanonikus Strigl. Die ganze große Versammlung lauschte
lautlaus den markigen Worten des begeisterten Redners und
brach in lauten Beifall aus, als der Kanonikus dem Direktor
zum Schluß den Glückwunsch des greisen Oberhirten ausdrückte

und ihm als Zeichen der bischöflichen Huld und Theilnahme das Ernennungsdekret zum wirklichen Konsistorial-Rathe einhändigte. Die große Begeisterung ging endlich in eine allgemeine Rührung über, die kein Auge trocken ließ, als zuletzt der taubstumme Zögling Ludwig Stranig auf das Podium stieg und recht deutlich und verständlich eine kleine Anrede an den Direktor hielt. Die Feierlichkeit dauerte eine volle Stunde. Die warme Begeisterung und der rhetorische Schwung des Redners Kanonikus Strigl, so wie das herzige und verständliche Sprechen des kleinen Stranig, hatten über diese Feierlichkeit eine Wärme, ein Interesse und eine Rührung ausgegossen, daß sie sich zu manchen anderen Feierlichkeiten ähnlicher Art verhielt, wie die warme Frühlingssonne über blühenden Fluren zu reicher Kerzen- und Lampenbeleuchtung in einem festlich geschmückten Saale.

Nichinger selbst hat dabei nur in wenigen Worten seinen Dank ausgesprochen und daß das Verdienst nicht ihm gebühre, sondern den vielen und großen Wohlthätern der Anstalt, so wie dem treuen und eifrigen Wirken seiner Mitarbeiter. „Ich bin einmal kein Redner, schreibt Nichinger, aber ich wollte doch etwas mehr sprechen, wollte wenigstens den seltenen Charakter unser größten Wohlthäters, des Bischofs Leonhard, so wie das verdienstliche Wirken meiner drei Mitarbeiter in einigen kräftigen Zügen schildern. Allein ich vermochte es nicht! — Dreiundzwanzig Jahre sind ein Augenblick und kaum das im Vergleiche mit der Ewigkeit; aber sie sind eine lange Zeit in Beziehung auf das kurze Erdenleben! Und wenn einem nun ein so langer Zeitraum eines bewegten Lebens mit all seinen Leiden und Freuden, mit all' den vielen Gnaden und Wohlthaten in so feierlicher Weise und unter solchen Umständen, gleichsam vor einem Gerichte, das nur des Guten gedenkt, das man gethan und auch nicht gethan hat, nicht aber auch der Schwächen und Thorheiten, die man sich vielfach zu Schulden kommen ließ — wenn ein solcher Zeitraum in solcher Weise, im Fluge einer

Stunde vor der Seele vorüber geführt wird; so denkt und fühlt sich dabei gar mancherlei, daß einem Athem und Stimme benimmt!“

Eines aber hat der bescheidene Mann dabei sicher nicht gedacht, was vielleicht unbewußt am meisten die Brust ihm beengte, das war — der Glanz, der ihn umstrahlte. Er fürchtete das Glänzen bei seinen Leistungen, namentlich bei seinen Prüfungen, um so reiner und heller war der Glanz, womit sie ihn umgaben!

Und doch sind die öffentlichen Prüfungen nur erst die Blüthen am Baume des Unterrichtes und der Erziehung, noch nicht die Früchte, die erst im Leben reifen. Das Leben aber hat ihm edle Früchte zur Reife gebracht, Früchte, worüber jeder Lehrer und Erzieher sich freuen darf, und worüber unser Nichinger sich gewiß in der Ewigkeit noch freut. Wir wollen nur einige auflesen.

Für arme Knaben Lehrmeister zu finden, welche kein Lehrgeld verlangen, ist selbst bei vollsinnigen Kindern schwer. Dem Direktor Nichinger wurde dieß in der Regel nicht schwer.

Im Jahre 1847 gründeten die hohen Stände zwei Stiftpfätze für die armen taubstummen Zöglinge und beantragten, den Genuß derselben auch während der Lehrjahre noch fort-dauern zu lassen. Direktor Nichinger aber stellte es als angemessen dar, den Genuß der Stipendien mit Vollendung des Unterrichts-Kurses aufhören zu lassen. „Nach dem Ergebnisse der bisherigen Erfahrungen, schreibt er in der Motivirung seines Gegenantrages, welcher auch angenommen wurde, hat es keine besondere Schwierigkeit, die absolvirten Zöglinge unentgeltlich bei Meistern unterzubringen, so daß also Auslagen auf Verpflegung und Lehrgeld in dieser Beziehung wegfallen.“ Freilich wollte Direktor Nichinger in seiner Bescheidenheit den Hauptgrund dieser auffallenden Thatsache in dem Umstande finden, daß man von Seite der Taubstummen während der Lehrjahre keine Schwägerereien und nach denselben keine gefährliche

Konkurrenz im Geschäfte fürchtete; aber wären nur seine Zöglinge nicht so lenksam, ordentlich und weltläufig gewesen, als sie wirklich waren, sie hätten dennoch nur schwer und nur gegen hohes Lehrgeld — Lehrmeister gefunden.

„Welche Handwerke lernen Ihre Zöglinge in der Anstalt?“ fragte ein Lehrer der Taubstummen-Lehranstalt in Mailand, welcher im Jahre 1852 das Linzer Institut besuchte, den Direktor Nchinger, welcher einfach erwiderte: keines. Als jener ganz verwundert um den Grund dieser Unterlassung fragte, stellte ihm Nchinger als Antwort die Frage entgegen, ob denn er oder sein Mitschüler — als Schüler in der Volksschule ein Handwerk gelernt hätten? Jener meinte, das sei ein anderer Fall; den vollsinnigen Kindern könne sich jeder Meister verständlich machen, nicht so aber den Taubstummen; diese brauchten somit eigene Handwerkslehrer in der Anstalt.

„Ich entgegnete ihm, erzählt Nchinger: das sei eben die Aufgabe jeder Anstalt, die Taubstummen so zu bilden und so weltläufig zu machen, daß jeder Meister bezüglich eines so sinnlichen Gebietes, als die gewöhnlichen Künste und Gewerbe seien, ohne wesentlichen Anstand mit ihnen konversiren, mithin sie unterrichten könne. Beweis dieser Möglichkeit seien unsere Zöglinge; denn jeder von ihnen habe noch jedesmal, wenn er anders wollte, bei den gewöhnlichen Meistern in demselben Zeitraume, wie die vollsinnigen Lehrjungen, ein Handwerk oder eine Kunst ganz gut erlernt. Ich sehe auch nicht ein, setzte ich hinzu, wo die Zöglinge die Zeit hernehmen sollen, nebst dem Schulunterrichte noch dem Erlernen eines Handwerkes zugleich obzuliegen. Fünf bis sechs Stunden dauert täglich der Schulunterricht, das Essen nimmt auch eine Zeit in Anspruch, ferner müssen sie täglich außer den Schulstunden ihre Lektionen lernen, endlich müssen sie — namentlich die Knaben, auch täglich 1—2 Stunden spielen und im Garten herumlaufen können, damit Geist und Körper sich entwickeln und gedeihen; die Jugend muß sich zweckmäßig auslaufen und austoben, sonst verkümmert sie u. s. w.“

Indeß klagte Nchinger öfters über das sittliche Verderben in den Werkstätten der Stadt und wünschte daher seine Zöglinge lieber auf dem Lande in die Lehre zu bringen. Freilich ging es da nicht immer ohne Lehrgeld und ohne Widerspruch der Gemeinden, die sich bisweilen auch dann weigerten, für einen armen taubstummen Buben das Lehrgeld zu zahlen, wenn er ihnen durch die ganze Schulzeit im Institute keinen Kreuzer gekostet hatte. „Wir zahlen kein Lehrgeld an den Schneidermeister N., sagten die Väter der Bauerngemeinde St. B. in ihrer liebevollen Uneigennützigkeit, wir nehmen den Buben ins Quartier, er muß uns das Vieh hüten!“ Direktor Nchinger aber wendete sich auf die Kunde an die hohe Statthalterei; er machte geltend, daß unter solchen Umständen das so theuer — aber ohne Kosten der Gemeinde — erworbene Kapital des Unterrichtes wieder verloren gehen, der sonst brave Bube wieder verwildern müsse, während er sich bei einem Gewerbe ordentlich fortbringen würde. Und das ist auch wirklich der Fall, denn Nchingers väterliches Bemühen fand allseitig, bei Statthalterei, Pfarr- und Bezirksamt die kräftigste Unterstützung. Die Bauern zahlten das Lehrgeld und haben nun im eigenen Interesse nicht Ursache es zu bereuen.

Die segensreichen Früchte des Unterrichtes zeigten sich oft am schönsten bei schwächeren Talenten. „Eine schwierige Frage schreibt Nchinger, die sich fast alle Jahre zur Beantwortung aufdringt, ist die: Soll man jene Zöglinge, die wegen großer Geistesbeschränktheit dem Unterrichte fast nicht folgen können, gleich anfangs wieder entlassen, wie die Blödsinnigen oder doch behalten und den ganzen Kursus durchmachen lassen? Viele Gründe sprechen für das Erstere, für das Entlassen, aber die Erfahrung zeigt, daß man oft bei solchen Schwachköpfen mehr Erfolg für Zeit und Ewigkeit erzielt und somit mehr Trost und Freude erlebt, als bei den Fähigen, die als Schüler durch ihr Wissen gegläntzt haben. Zum Beweise dessen so wie zum Troste und zur Ermunterung bei ähnlichen Kandidaten nur Ein Beispiel!“

„Angelsberger Theresia war eine sehr schwache Seele und je höher sie hinaufkam, desto mehr zeigte sich ihre Schwäche, so daß ich mich öfters fragte, ob es denn doch der Mühe werth sei, sie im Unterrichte zu behalten. Uebrigens war sie fleißig und willig, wir behielten sie und sie machte den Unterrichtskurs durch. Bei der letzten Prüfung aus der Religion war sie um fast gar nichts zu fragen. Ich fürchtete mit Recht, sie werde nach ihrem Austritte aus der Anstalt bald wieder in Stumpf sinn und Roheit zurücksinken. Allein nach einigen Jahren kam sie nach Linz, um wieder einmal bei mir ihre Beicht abzulegen. Da machte es schon einen guten Eindruck auf mich, daß sie in ihrer Kleidung nicht eitel, aber reinlich und nett beisammen war. Die Beichtformel wußte sie noch ganz gut und ihre Beicht legte sie zwar ganz einfach ab, aber mit dem Ausdrucke wirklicher Selbstkenntniß und bewußter Ueberzeugung von dem, um was es sich handle — was Alles mich gleichfalls überraschte. Nach der Beicht fragte ich ihren Vater, welcher inzwischen außer dem Beichtlokalen gewartet hatte, was seine Tochter immer mache, wie sie sich aufführe u. s. w. Da ergoß sich der Vater mit Thränen in den Augen in warmen Danksa gungen für das, was sie in der Anstalt gelernt habe und konnte nicht Worte genug finden, mir zu schildern wie brav sie sei. Sie beschäftigte sich mit Handarbeiten, und — wenn sie nur zehn Hände hätte! — so viele Kundschaften habe sie und so zufrieden sei man mit ihr. Sie verdiene sich ein hübsches Geld und unterstütze damit auch ihn, ihren Vater; kurz — sie sei ihm das liebste Kind! Was will man mehr? —“

Ähnliche Tröstungen erlebte unser Nchinger von fähigen Schülern. So erzählte er uns einmal, wie die Mutter des Holdheim'schen Stifflings aus Illyrien J. A., diesen seiner Sorgfalt anempfohlen habe unter den bittersten Klagen über das Unglück, das in diesem Kinde sie getroffen habe, während sie in Betreff ihrer übrigen Kinder ohne Sorge für die Zukunft sei. Und sieh da, alle ihre übrigen vollsinnigen Kinder machten der

Mutter wenig Freude, der Taubstumme allein ist ihr Trost und ihre kräftige Stütze, sogar aus der Ferne geworden.

Ich selbst war einmal Zeuge, wie die Eltern eines Taubstummen, der in Linz den Unterricht genossen hatte und nun zu Hause das Weißgärber-Handwerk erlernte, dem Direktor Michinger ihren Dank ausdrückten in einer Weise, daß ich selbst tiefgerührt war und den Wunsch hegte, jeder Lehrer möchte nur Einmal in seinem Leben solchen Dank ernten. Jahre sind seitdem verflossen, der Taubstumme ist ein tüchtiger Meister geworden, wie ich höre, geachtet von Allen, die für echte Bürger- und Christentugend Sinn und Verstandniß haben.

Leicht ließen sich dießbezüglich noch mehrere Beispiele beibringen, aber wir müssen noch andere Früchte seines Unterrichtes namhaft machen.

Man macht bei den übrigen Schulen gar so oft die bittere Erfahrung, daß der Unterricht nicht als eine Wohlthat, sondern als eine Last angesehen wird, die man je eher je lieber abschütteln möchte. Mit dem Austritte aus der Schule werden auch alle Bücher weggeworfen, mit dem Schlusse des Unterrichtes wird auch das Lernen beendigt. Daher sind nach Ablauf von ein paar Jahren die Früchte des Unterrichtes häufig wieder verloren, am ehesten oft bei denen, die als Schüler am meisten mit ihrem Wissen geglänzt. Die Thatsache ist zwar bedauerlich aber — wahr. Die Ursachen davon zu erforschen, gehört nicht hieher, ich bemerke nur, daß ich mich bei den Zöglingen des Taubstummen-Institutes in Linz gar oft vom Gegentheile überzeugte.

Die Schulbücher und Schreibbüchel aus der Anstalt sind ihnen in der Regel ein kostbarer Schatz, ein anvertrautes Pfund, mit dem sie andere zu gewinnen suchen. Sie lesen gern darin, so weit es ihre Verhältnisse gestatten, lesen auch andere Bücher, die sie verstehen können, fragen und bitten um Aufklärung, wo ihre Vorkenntnisse nicht ausreichen, sind überhaupt in der Regel wiß- und lernbegierig. Und doch war der Unterricht in der

Anstalt für sie nichts weniger als leicht oder spielend, vielmehr eben so schwierig und mühsam wie für die Lehrer. Der Taubstumme muß die ganze Schulzeit, sechs Jahre hindurch sich plagen, muß fleißig und anstrengend lernen, es wäre kein Wunder, wenn der Unterricht ihm verhaßt würde, dem er nach seinem Austritte aus der Anstalt gerne den Rücken kehrt. Aber gerade das Gegentheil. Der empfangene Unterricht ist ihm so theuer, daß eine Erinnerung daran und an die Lehrer, die ihm denselben erteilt haben, auch einen störrischen und auf Irrwege gerathenen Taubstummen wieder zur Ordnung und Pflicht zurückzurufen im Stande ist, wenigstens als erstes und mächtigstes Motiv dazu sich bewährt. Da gilt wohl der Spruch: das selbst verdiente Brot schmeckt am besten; denn Brot — gute natürliche und gedeihliche Nahrung ist dem Taubstummen der empfangene Unterricht, den sie um so höher schätzen, je mehr Mühe sie daran gewendet, und je mehr sie den Nutzen davon fühlen und einsehen.

Die Fälle sind nicht so selten, daß Taubstumme nach vielen Jahren aus weiter Ferne nach Linz kamen, um den Direktor und die ehemaligen Lehrer wieder einmal zu sehen; daß sie bei solchen Besuchen um Verzeihung baten wegen ihrer Fehler, die sie als Zöglinge sich zu Schulden kommen ließen, und wegen des Verdrusses, den sie ihren Lehrern machten; sich entschuldigend, daß sie es damals noch nicht verstanden hätten und jetzt erst einsähen, welch' große Wohlthat ihnen durch Unterricht und Erziehung zu Theil geworden sei.

So weit meine Erfahrungen reichen, gehen die Zöglinge Mähingers und seiner Anstalt auch in späteren Jahren noch öfters zur Beicht und Kommunion. Sie sind dabei gleichweit entfernt von jener falschen Scham, welche das Auslachen darüber fürchtet, wie von jener gewissen eiteln Ostentation, welche man Betschwesterei zu nennen pflegt. Ihre Beichten und ihr Benehmen dabei sind einfach und natürlich, aber von einem so tiefen Bewußtsein der heiligen Handlung durchdrungen, daß jeder

Beichtvater sie mit Beruhigung Beicht hört. Freilich waren sie immer froh, wenn sie bisweilen den Direktor oder einen Lehrer des Institutes erreichen konnten, um ihre Beichte abzulegen; zu dem Ende reisten Einige oft aus weiter Ferne nach Linz, oder wenn Direktor Nischinger etwa zur Ferienzeit an einem Orte mehrere Tage sich aufhielt, so kamen seine ehemaligen Schüler aus der ganzen Umgegend und beichteten bei ihm. Direktor Nischinger kam mir da vor wie ein Vater unter seinen Kindern, die in der Welt zerstreut, wieder einmal im kindlichen Vertrauen und in dankbarer Freude um ihn sich sammeln und ihm über ihr Betragen Rechenschaft legen.

Nährend war mir da besonders die große Sehnsucht nach dem Worte Gottes. In Linz haben die Taubstummen ihre sonn- und festtäglichen Exhorte im Institute; aber auf dem Lande? freilich können sie lesen, und sie lesen auch gerne in einem Lehr- und Gebetbuche; aber abgesehen davon, daß solche Bücher für die Taubstummen gewöhnlich zu hoch und schwer sind, zeigt es sich namentlich bei den Taubstummen, daß das geschriebene Wort nicht im Stande ist, das lebendige Wort zu ersetzen. Als Nischinger einmal in B. war, kam ein taubstummes Dienstmädchen während der Predigt aus der Kirche in den Pfarrhof und bat ihn unter Thränen, er möchte ihr eine Predigt halten — „Christus deuten“, wie die Geberde lautet, denn in der Kirche könne sie von der Predigt nichts hören und verstehen, so sehr sie auch aufmerke. Ich muß beifügen, daß gerade dieses Mädchen gerne und zwar mit Verständniß und mit Nutzen gelesen hat.

Hierher gehört auch das Folgende, das Nischinger selbst erzählt. Wenn man schwer Kranken beizubringen hat, daß sie wahrscheinlich sterben müssen und mithin auf den Tod sich vorbereiten sollen, so pflegt man dieß in der Regel nur allgemach und etwas verblümt zu thun, damit sie nicht erschrecken und nicht zu sehr „angegriffen“ werden; besonders ist dieß bei den „Gebildeten“ der Fall. Bei den Taubstummen scheint, nach den

zwei Fällen zu urtheilen, die ich dießfalls erlebt habe, eine solche „zarte Rücksicht und Vorbereitung“ nicht nothwendig zu sein. Es starben nämlich im Jahre 1839 ein Schneiderlehrling und im Jahre 1848 eine größere Schülerin. Ich glaubte auch, bei Beiden etwas schonend vorgehen zu müssen, allein es war ganz überflüssig. Beide nahmen die Kunde vom nahen Tode nicht etwa bloß mit christlicher Ergebung und Resignation auf, sondern wahrhaft und eigentlich mit Freude. Sie konnten es kaum erwarten, zählten die Tage und die Stunden, wann der Ersehnte komme und wurden fast etwas ungeduldig, als derselbe zu kommen zögerte. Als Grund dieser Erscheinung kann ich nach Allem, was ich beobachtet habe, nichts anders angeben, als den lebendigsten, festesten Glauben, der so gewiß als 2 mal 2 vier ist, überzeugt ist, daß es ein ewiges seliges Leben gibt.“

Damit sollen aber die Taubstummen vor den Vollsinnigen keineswegs bevorzugt werden, wir wollen es nur als eine kostbare Frucht des ihnen ertheilten Unterrichtes bezeichnen, wenn auch nur Einige von ihnen durch die Festigkeit und Zuversicht des Glaubens den Besten aus den Vollsinnigen ähnlich werden.

Das Gleiche dürfen wir auch in Absicht auf die sittliche Selbstständigkeit der Zöglinge aus der Linzer Taubstumm-Anstalt behaupten. Viele derselben sind mitten in einer verderbten Welt sittlich unverdorben geblieben, einzelne haben nicht bloß sich selbst brav verhalten, sondern mit einem gewissen heiligen Eifer auch andere vom Bösen zurückgehalten. Wir sprechen aus Erfahrung. Man sage nicht, daß eben ihr trauriges Gebrechen — die Taubstummheit sie vor vielen nachtheiligen Einflüssen schütze, der Unterricht hat ja dieses Gebrechen, wenn auch nicht gehoben, doch sehr gemindert, hat ihnen die Wege des freien Verkehrs mit der Welt geebnet; wenn sie also von dieser Welt unbesleckt sich bewahrt haben, so hat nicht ihre Taubheit sie geschützt, sondern nebst der Gnade Gottes und nebst anderen günstigen Umständen — der empfangene Unterricht mit der

naturgemäßen Entwicklung ihres Geistes und mit den dabei ihnen eingepflanzten christlichen Grundsätzen.

Einen schlagenden Beweis für diese Behauptung lieferte das Jahr 1848. Die unterrichteten erwachsenen Taubstummen blieben keineswegs unbekannt mit den damaligen Vorgängen, aber anstatt mit fortgerissen zu werden von dem Schwindel, der die Geister ergriffen hatte, blieben sie sammt und sonders, wie Direktor Nchinger öfters versicherte, vollkommen ruhig und nüchtern, hielten sich darüber auf und begriffen es nicht, wie man die natürliche von Gott gesetzte Ordnung umkehre, daß diejenigen, welche noch lernen müssen, die übrigen belehren, und diejenigen, welche zu gehorchen haben, den andern befehlen wollen.

Es sei ferne von uns, Nchingers Jöglinge insgesammt als Tugendmuster hinstellen zu wollen; wir wissen recht gut, wie er mit einigen seiner gewesenen Schüler sein liebes Kreuz hatte. Leider ist von dem Samen, den er und seine Mitarbeiter mit Eifer und Mühe ausgestreut haben auch ein Theil auf den Weg, ein Theil auf Felsen, ein Theil unter die Dornen gefallen und hat keine Frucht gebracht; aber ein Theil fiel auf gute Erde und brachte hundertfältige Frucht.

Als die vorzüglichste Frucht, ja als den Triumph des Unterrichtes bezeichnete Direktor Nchinger selbst — die bürgerliche Selbstständigkeit seiner Jöglinge. Weit aus die Mehrzahl derselben ist in so ferne selbständig geworden, als sie sich selbst fortzubringen im Stande waren und sind; wenn auch nur als Gesellen oder sonst in untergeordneter Stellung. Einige aber errangen sich eine größere Selbstständigkeit, weil sie persönlich und im eigenen Namen größere Geschäfte, in Handel und Gewerbe, in Kauf und Verkauf, führten oder führen. Ihre Selbstständigkeit wird in der bürgerlichen Gesellschaft allgemein anerkannt von denjenigen, welche mit ihnen in Geschäftsverkehr treten, ohne sich an dem Umstande, daß sie taubstumm sind, im mindesten zu stoßen. Die Selbstständigkeit derselben hat aber Anerkennung und Geltung gefunden sogar bei geistlichen und weltlichen Stellen, vor

Gericht und Obrigkeit, denn etliche seiner Zöglinge haben sich bereits verhehelicht^{*)}), haben Geschäfte und Anwesen übernommen, haben letztwillige und andere Anordnungen getroffen, ohne Intervention ihrer Lehrer oder der Anstalt; sie selbst bewiesen in den wichtigsten Akten eine solche bewußte Selbstständigkeit, welche den Handhabern der kirchlichen und bürgerlichen Gesetze vollkommen genügte.

Mit Rücksicht auf die geschilderten Früchte des Taubstummen-Unterrichtes in Linz hat ein Mann vom Fach einmal die Behauptung ausgesprochen: „Nichingers Zöglinge sind besser erzogen, aber schlechter unterrichtet als die von manchen anderen Anstalten.“ Um aber den inneren Widerspruch abzulehnen, welcher in dieser Behauptung liegt, wurde die Erklärung beigefügt: Nichinger habe der formellen Bildung seiner Zöglinge einen zu großen Vorzug vor der materiellen eingeräumt; seine Schüler seien allerdings brav und brauchbar, sie können sich in der Welt fortbringen, aber sie seien für unsere Zeit doch zu wenig gebildet, der Kreis ihrer Anschauungen und Real-Kenntnisse sei zu beschränkt; die Zöglinge von vielen anderen Anstalten seien ihnen darin weit voraus, dort habe man auch Sammlungen von Natur- und Kunstprodukten, von Modellen, Bildern u. s. w., welche in Linz noch ganz fehlen.

Es steht mir als Laien in dieser Sache nicht zu, dießfalls zu widersprechen und den seligen Direktor in Schutz zu nehmen, um so weniger, als ein Vorwurf oder eine Anklage gegen ihn nicht im mindesten intendirt war, im Gegentheil seine großen Verdienste um den Taubstummen-Unterricht mit der größten Anerkennung gewürdigt wurden. Nur kann ich nicht umhin, hier in Erinnerung zu bringen, was ich oben über das s. g.

^{*)} Im Allgemeinen ist es nicht wünschenswerth, daß Taubstumme sich verhehelichen, da sie sehr zur Eifersucht und zu Zornausbrüchen gegen die Kinder geneigt sind; besser, insonderheit in Rücksicht auf Kindererziehung, ist es immer, wenn der Mann, als wenn das Weib taubstumm ist. So urtheilen Taubstummen-Lehrer.

„Glänzen“ des Unterrichtes und über Nichingers Furcht vor diesem „Glänzen“ erzählt habe. Aber ich stelle mir doch lebhaft vor, was Direktor Nichinger, wenn er noch lebte, selbst auf die obige Behauptung erwidern würde.

In den Aufzeichnungen von seiner Hand lese ich ein Kapitel mit der Aufschrift: *Pia desideria*. „Unter den „*piis desideriiis*“ verstehe ich, schreibt dort der selige Direktor, alles dasjenige, was noch zu geschehen hätte, um die Anstalt auf einen befriedigenden Grad der Vollkommenheit zu bringen; denn abgesehen von dem, was seinen Grund bloß in meiner „*humana fragilitas*“ und Unvollkommenheit hat, und wovon ich aus löblicher Eigenliebe ganz schweigen will, gibt es außerdem noch manches Mangelhafte, was ergänzt, — manches Fehlerhafte, was verbessert, — manches Nachtheilige, was beseitigt werden soll.“

Als die wichtigsten Punkte bezeichnet er unter anderen: „das Lehrpersonal soll in so weit vermehrt werden, daß auf Einen Lehrer, wenn auch nicht bloß 10 bis 15 Schüler, wenigstens nicht mehr als Eine Unterrichtsabtheilung komme. Bei der bedeutenden Zahl von taubstummen Schülerinnen wäre eine zweite Arbeitslehrerin oder eine Gehilfin der Lehrerin nothwendig. Sehr wünschenswerth wäre es auch, daß ein eigener Lehrer im Zeichnen angestellt oder remunerirt würde, eben so wünschenswerth die Anstellung einer eigenen Aufsichtsperson, welche auch befähigt wäre, den Zöglingen beim Lernen ihrer Sektionen an die Hand zu gehen, wozu laut Erfahrung gewöhnliche Dienstboten nicht geeignet sind.“

Von Sammlungen, Bildern u. dgl., welche als Lehrmittel für die Anstalt anzuschaffen wären, lese ich nichts. Als ich im Jahre 1847 mit Herrn Lampl das Taubstummen-Institut zu Hall in Tyrol besuchte und später dem Direktor Nichinger gegenüber meinen Beifall über die Sammlungen und Bilder aussprach, welche ich dort gesehen hatte, schwieg er, sprach aber bei einer anderen Gelegenheit seine Ansicht darüber dahin aus, daß ihm zu solchen Anschaffungen das Geld, und zur Aufstellung der

Raum mangle; übrigens fehle es an Mitteln und Gelegenheiten ohnehin nicht, den Schülern recht viele nothwendige und nützliche Anschauungen beizubringen, ihre Wißbegierde zu erwecken und im rechten Geleise zu erhalten. Man könne dießfalls leicht zu viel thun, meinte er, zum Nachtheile ihrer Bescheidenheit so wie ihrer Zufriedenheit in der Zukunft. Die meisten darunter seien arm und angewiesen, in einem beschränkten Kreise ihr Fortkommen zu suchen.

Jedes Gleichniß hinkt, aber ich möchte den Direktor Nichinger mit jenen gerühmten Gesangs- und Musiklehrern vergleichen, welche ihre Schüler ausschließend in den Skalen übten, freilich in allen Tonarten und Richtungen, und sie dann mit der Befähigung entließen, vorzügliche Sänger oder Musiker zu werden, unter Umständen es sogar zur Meister- und Künstlerschaft zu bringen.

Fassen wir das in diesem Abschnitte Gesagte kurz zusammen, so können wir von N. behaupten, er habe sie zu Menschen und Christen gemacht.

Wahr ist es, seine Mitarbeiter wirkten mit gleichem Eifer und gleicher Hingebung an der Anstalt, und jedem gebührt sein Antheil an dem großen Verdienste; aber Nichingers Geist war es, der sie beseelte, Nichinger war es, der für eine bessere Stellung derselbe sorgte.

VI. Nichingers Sorge für seine Lehrpersonale.

Wie sehr übrigens der selige Nichinger bemüht war, den Unterricht an seiner Anstalt nach Innen und Außen formell und materiell zu fördern, das beweisen vorzüglich seine erfolgreichen Bemühungen für Vermehrung und bessere Stellung des Lehrpersonales.

Wir haben schon erzählt, wie ihm die Anstellung und Besoldung eines vierten Lehrers durch die Gnade der Stände von Oberösterreich gelang. Ebenso ist die frühere Anstellung und Besoldung eines dritten Lehrers aus öffentlichen Fonds, sowie die Gehaltsaufbesserung des gesammten Lehrpersonales — mit

Ausnahme des Direktors, der für sich nichts suchte, das Werk seiner Bemühung.

Durch das a. h. Organisationsdekret vom 8. Mai 1824 wurden zwei Lehrer — Direktor und Adjunkt nebst einer Arbeitslehrerin angestellt. Als Nchinger Ende 1831 die Direktion der Anstalt provisorisch übernahm, hatte er einen weltlichen Gehlfen an seiner Seite, den Lehrer Johann Burgstaller, welchen Direktor Bhringer für sich ad personam aufgenommen und besoldet hatte. Ueber Nchinger Vorschlag wurde Burgstaller als provisorischer Adjunkt bestätigt.

Mit seiner Ernennung zum wirklichen Direktor, im September 1833 erhielt Nchinger zugleich den Auftrag, einen Geistlichen zum definitiven Adjunkten vorzuschlagen. Nchinger stellte zuerst die Bitte um angemessene Erhöhung des Adjunkten-Gehaltes; trockene 200 fl. E. M. jährlich, sagte er, seien ganz unzulänglich, um davon anständig leben zu können, und die Vereinigung eines anderen Amtes mit dem Amte des Adjunkten, sei laut Erfahrung ganz unthunlich.

Velder wurde diese Bitte abgeschlagen, fand aber ihre Erfüllung durch Privatwohlthätigkeit. Feldbischof Wagner, dieser große Freund und Gönner der Anstalt, einstiger Mitkaplan Reiters und Bhringers bei St. Mathias in Linz, erhöhte den Gehalt des Adjunkten durch Widmung eines Kapitals Anfangs auf 240 fl. E. M., und als der bischöfliche Alumnus des 4. Jahres Karl Lampl sich damit begnügend, zum wirklichen Adjunkten in Vorschlag gebracht und ernannt wurde, durch neuerliche Widmung eines Kapitals pr. 1200 fl. zu 5 pCt. auf jährlich 300 fl. E. M. Herr Lampl trat sein Amt im Oktober 1834 an. Seine Wohnung nahm er in einem Privathause, Kost und Bedienung erhielt er gegen sehr mäßiges Entgelt vom Direktor, der in ihm einen unermüdlichen Mitarbeiter und zugleich einen seltenen treuen Freund erhielt.*)

*) Karl Lampl geb. zu Gaspoltshöfen den 12. Oktober 1812. Er studierte in Linz, absolvirte die Theologie im Jahre 1834 und empfing die Prie-

Um so mehr mußte dem Direktor daran liegen, diesen Mitarbeiter zu erhalten. Nach dem Wortlaute seines Anstellungsdekretes war nämlich zu fürchten, daß Herr Lampl, so bald er Priester sein würde, in die Seelsorge versetzt und statt seiner ein neuer Adjunkt kommen, ja daß dieser Wechsel fortdauernd sein werde.

Wie hinderlich der fortwährende Wechsel der Lehrkräfte dem Gedeihen der Anstalt gewesen wäre, ist einleuchtend bei dem Umstande, daß Nchinger sich dazumals keineswegs über die Lehrmethode vollkommen klar war, und daß auf 70 Schüler nur 2 Lehrer kamen. In dieser Noth überreichte Nchinger am 1. Mai 1835 zwei Majestäts-Bittgesuche und zwar: eines um bleibende Anstellung des Adjunkten und das andere um Anstellung eines dritten Lehrindividuums.

„Bischof Wagner selbst hatte die Gnade, meine Gesuche persönlich Sr. Majestät dem Kaiser Ferdinand zu unterbreiten und aufs beste zu befürworten. Auch der o. e. Regierungs-Präsidiums-Vermeser, Hofrath Baron Ritzka von Taden in Linz unterstützte die Gesuche auf die rücksichtsvollste Weise.“

So konnte es nicht fehlen. Und wirklich haben Se. Majestät mit a. h. Entschließung vom 13. Juli 1836 am Laubstumm-Institute in Linz die Anstellung eines zweiten Lehrers mit dem Gehalte von jährlich 400 fl. C. M. und deshalb die Erhöhung des Beitrages aus dem Religions- und Schulfonds pr. 1400 fl. auf jährlich 1800 fl. a. g. zu bewilligen geruht

sterweife in seiner Mutterkirche zu Gaspolshofen, wo sein Vater Schullehrer war, am 7. November 1835. „Er diente, schreibt Nchinger, fast 23 Jahre mit mir an der Anstalt. Ich wünsche Jedem einen solchen Mitarbeiter — einen Mitarbeiter so klaren Verstandes, so guten, trefflichen Herzens, so voll unermüßigen Eifers, und so tabellosen, echt priesterlichen Wandels. Drei und zwanzig Jahre lebten und wirkten wir in ungestörter Eintracht und Liebe mitsammen. Er schied schweren Herzens — im Mai 1857 — und mit schwerem Herzen sah ich ihn scheiden. Gott segne und lohne ihn!“ Lampl starb als Pfarrer und Dechant in Enzenkirchen den 27. Februar 1863 an der Gesichtserose allgemein betrauert.

Ann. d. B.

mit dem Beisatze, daß das Besorgniß dieser Anstalt nur schnell wandernde Lehrer-Individuen zu haben, sich bei der Anstellung eines zweiten Lehrers und bei der eingetretenen Verbesserung des Gehilfengehaltes von selbst behoben haben dürfte.

Die neu freirte Stelle erhielt Herr Lampl. An Lampls Stelle schlug das H. b. Konsistorium den im Sommer 1836 neugeweihten Welpriester, Herrn Johann Ev. Brandstätter zum Adjunkten vor. Die Regierung bestätigte, und so ist Herr Brandstätter am 20. Jänner 1837 als Adjunkt eingetreten.

Mit seltenem Eifer, mit aufopfernder Liebe und wie aus Einem Geiste arbeiteten diese drei wackern Männer an der Bildung der ihrer Sorgfalt anvertrauten armen taubstummen Jugend, so schmerzlich sie es auch oft fühlten, daß ihre Kräfte allein dazu nicht ausreichten. Desto größer war ihre Freude, als endlich im Jahre 1848 durch die Großmuth der Stände ein neuer Lehrer mit 400 fl. C. M. Gehalt angestellt werden konnte.

Sogleich brachte der Direktor den bisherigen Adjunkten Herrn Brandstätter für die neu errichtete Lehrerstelle, und den Aushilfspriester von Senftenbach, Herrn August Heilmann als Adjunkten in Vorschlag, welcher Vorschlag auch vom Konsistorium und von der Landesregierung genehmiget wurde.

Diese Vermehrung des Lehrpersonales diente aber keineswegs zur größeren Bequemlichkeit der Lehrer, sondern nur zur größeren Vollkommenheit des Unterrichtes. Sogleich, wie wir schon oben bemerkten, wurde ein sechstes Unterrichtsjahr eröffnet, mit erweitertem Unterrichte im Katechismus, in schriftlichen Aufsätzen, im Rechnen, in der Naturgeschichte u. dgl. Besonders gewannen dadurch die so nothwendigen Uebungen im Absehen vom Munde und in der Tonsprache, welche täglich in allen sechs Klassen von 4—5 Uhr Nachmittag vorgenommen werden.

Wie für Vermehrung und zweckmäßige Beschäftigung des Lehrpersonales, so war der selige Direktor auch für die bessere Stellung desselben besorgt und bemüht. Die Besoldungen:

erster und zweiter Lehrer à 400 fl. G. M.; Adjunkt 300 fl. und Arbeitslehrerin 100 fl. waren offenbar zu gering und die Bitte um angemessene Erhöhung um so mehr gerechtfertigt, als auch Anderen in ähnlichen Verhältnissen eine solche Vergünstigung gewährt worden war. Im Jänner 1856 wurden die dießfälligen Bittgesuche geeigneten Orts überreicht. Aber es ging nicht so leicht, als man gehofft. Erst nach langen Verhandlungen und mühseligen Schreibereien wurde im Oktober 1858 die angesuchte Gehaltserhöhung für die beiden Lehrer und den Adjunkten mit je 100 fl. und für die Arbeitslehrerin mit 50 fl. G. M. bewilliget, aber nicht, wie billiger Weise zu hoffen war, aus den öffentlichen Fonds, da die Anstalt als Lehranstalt eine öffentliche ist und als solche die öffentliche Unterstützung genießt, sondern auf Kosten des Institutsfondes.

Demnach mußte der Institutsfond vom 1. November 1858 an jährlich 350 fl. G. M. an Gehaltserhöhung für das Lehrpersonale ausbezahlen. Erst bei veränderten politischen Verhältnissen hat der hohe Landtag von Oberösterreich auf die Bitte des Direktors die im Jahre 1848 auf den Domestikalfond übernommene Besoldung eines Lehrers pr. 400 fl. auf 500 fl. G. M. erhöht. „Somit bemerkt Aichinger, sind für den Institutsfond doch die 105 fl. Ö. W. wieder gerettet. Deo gratias!“

Wie sehr übrigens der selige Direktor seinem Lehrpersonale die bewilligte Gehaltsaufbesserung gönnte und wie ernstlich er dessen Stellung verbessern wollte, beweiset sein Testament vom 19. Mai 1863. Dieses enthält:

S. 2. Dem Taubstummen-Institute widme ich 1000 fl. in 5 pCt. Metall-Obligationen zu dem Ende, daß mittelst der davon abfallenden Interessen die gegenwärtige Besoldung des ersten Lehrers dieser Anstalt aufgebessert werde.“

S. 3. Ebenso widme ich 1300 fl. in 4 pCt. Metall-Obligationen zu dem Ende, daß mittelst der davon abfallenden Interessen die gegenwärtige Besoldung des dritten Lehrers oder sogenannten „Adjunkten“ dieser Anstalt aufgebessert werde.“

„Diese Bestimmungen bezwecken, wie gesagt, überhaupt Aufbesserung der genannten zwei Besoldungen, und insbesondere auch, daß der in die Stelle des ersten Lehrers Vorrückende nicht bloß dem Range nach vorrücke, sondern doch auch einen etwas größeren Gehalt beziehe als der zweite Lehrer, denn bisher sind diese beiden ganz gleich gestellt.“

„Ich bitte die zwei Hochwürdigsten Herren Lehrer, denen diese kleine Aufbesserung zu Gute kommt, alljährlich an meinem Sterbetage und an meinem Namenstage für meine Seelenruhe eine heilige Messe lesen zu wollen.“

§. 12. Um Rechenschaft zu geben, warum ich in dieser leghwilligen Anordnung nicht zunächst auf arme taubstumme Kinder, sondern auf das Lehrpersonale und auf das Institutsgebäude u. dgl. Bedacht genommen habe, bemerke ich folgendes: Ein tüchtiges und bei der Anstalt gerne und länger ausharrendes Lehrpersonale ist die erste und die Hauptbedingung des Gedeihens der Anstalt; ein solches Lehrpersonale soll aber billiger Weise auch entsprechend gestellt sein. Eine zweite Hauptbedingung namentlich für Erziehung, sind die nöthigen Räumlichkeiten und sonstigen äußeren Hilfsmittel. . . .“

„Nun ist es aber laut vieljähriger Erfahrung und aus naheliegenden Gründen viel leichter für ein einzelnes Kind und überhaupt zu Stiftplätzen für arme taubstumme Kinder, Wohlthäter zu finden, als für die zwei oben genannten Zwecke. Darum glaubte ich, vor Allem für diese sorgen zu müssen.“

Bezeichnend ist der Umstand, daß in den langen Verhandlungen wegen Gehaltsaufbesserung des Lehrpersonales der Direktor selbst, der doch auch und vor Allen zum Lehrpersonale gehört, dießfalls nie genannt wurde. Der Gehalt von 700 fl. C. M. ist für einen Direktor, bei der doppelten, ja dreifachen Last, die er als Direktor, als Rechnungsführer und als Lehrer zu tragen hat, so wie bei der großen Verantwortung, die auf ihm liegt, in unserer Zeit wahrlich schmal genug — freie Wohnung im Institutsgebäude haben gegenwärtig auch die übrigen

Lehrer, und andere Emolumente gibt es auch für den Direktor nicht. Und doch hat Direktor Nichinger für sich selbst um nichts gebeten, selbst in seinem Testamente hat er für Besserstellung zweier Lehrer gesorgt, nicht aber für den Direktor. Zur Orientirung darüber nachstehende Bemerkungen:

Direktor Nichinger war mit seinem Gehalte zufrieden. „Es lassen sich damit keine großen Sprünge machen, pflegte er bisweilen zu sagen, aber ich komme aus.“ Freilich Nichinger kam ganz gut aus damit. Wie Wenige verstand er es, in seiner Geldgebarung wie in seinem ganzen Haushalte genaue und sorgfältige Wirthschaft mit generöser Freigebigkeit und splendor Gastfreundschaft zu verbinden. Für sich brauchte er wenig, seine Bedürfnisse waren klein. Kaffee und Schnupstabaß waren vielleicht die höchsten Posten in der Rubrik seiner täglichen Auslagen. Wein trank er sehr wenig, Bier gar nie. Seine Kleidung war vollkommen standesgemäß und hönet, aber da er seine meiste Zeit zu Hause am Schreibpult oder in der Schule zubrachte, so mußte sein Haus- und Schulrock die meisten Dienste leisten, und ein solcher Rock leistete seine Dienste lange; das „wie?“ kümmerte ihn freilich wenig, weil auch der schönste Rock in der Schule schnell beschmutzt und abgetragen erscheint, ein Taubstummens-Lehrer darf ja Kreide und Schwamm fast nie aus der Hand legen.

Zeitungen und Bücher verursachten gleichfalls keine großen Auslagen. Nichinger erübrigte wenig freie Zeit zum Lesen, doch las er täglich ein paar gute Zeitungen, — solche Zeitungen zu unterstützen und zu erhalten hielt er für Pflicht — und verwendete überhaupt täglich einige, wenn auch nur sehr kurze Zeit auf Lektüre. Nebst den Werken seines Faches, die ohnehin nur dünn gebaut sind, las er gerne Bücher poetischen und kriegsgeschichtlichen Inhalts. Nichinger war eine poetische Natur, er hatte ein feines Gefühl und ein tiefes Verständniß für echte Poesie. „Amarant“ von O. v. Redwitz z. B. entzückte ihn, solche Bücher kaufte er um jeden Preis, ebenso kriegsgeschicht-

liche Werke, zumal vaterländische. Nchinger war ein warmer Patriot, begeistert für seinen Kaiser, sein Vaterland, sein Oesterreich! Er schwärmte für Vater Radetzky und seine herrliche Armee und war überhaupt als begeisterter Freund des österreichischen Militärs allenthalben bekannt.

Am kostspieligsten für ihn waren seine Reisen, nicht die Ferienreisen, die mit wenigen Ausnahmen nur einfache Gebirgsreisen zur Erholung waren, sondern die Badereisen; Karlsbad und Franzensbad je zwei Mal. „Ach die Badereisen — seufzte er bisweilen, so theuer und so beschwerlich!“ und — setzte ich hinzu, leider so erfolglos.

Aber auch zu diesem Zwecke hat er nie um eine Subvention aus einem öffentlichen Fonde, um so weniger konnte er sich entschließen, für sich selbst um eine Gehaltsaufbesserung zu bitten, so kräftig er auch die dießfälligen Bittgesuche seiner Lehrer unterstützte. Freilich wenn diese in der Gerechtigkeit und Billigkeit gegründete Angelegenheit von maßgebender Seite hochherziger aufgefaßt worden wäre, so hätte auch dem Direktor werden müssen, was billig war; und eine solche Gehaltsaufbesserung hätte er dankbar angenommen. Aber so sehr sich sonst Direktor Nchinger der Unterstützung von Seite der hohen Behörde erfreute, in der genannten Gehaltserhöhungs-Frage war dieß nicht der Fall. Abgesehen von dem Geldpunkte, der bei der herrschenden Finanznoth immer auf Schwierigkeiten stößt, wurde gerade die berührte Angelegenheit in die Hände eines Referenten gelegt, der von der Anstalt und ihrem Wirken verkehrte und feindselige Ansichten sich gebildet hatte. Daher wurden auch Anträge gestellt, welche den Lebensnerv der Anstalt angriffen und darum das Herz des Direktors tief verwundeten. So wollte man einen Lehrer wegnehmen und von seinem Gehalte die Gehalte der übrigen Lehrer aufbessern, oder weil dieß nicht durchging, beantragte man die Herabsetzung der Unterrichtszeit auf drei, wohl gar auf zwei Jahre. Der dritte Antrag endlich erhielt die Genehmigung der hohen Stellen, nämlich wie wir bereits erzählten, die Gehalte

der Lehrer aufzubessern aus dem Institutsfonde d. i. auf Kosten der armen taubstummen Kinder des Landes, deren Zahl in der Aufnahme verhältnißmäßig zu beschränken ist.

Man kann keineswegs sagen, daß mit dieser Entscheidung eine Ungerechtigkeit begangen worden sei, denn was den Lehrern zu Gute kommt, kommt mittelbar auch den Kindern zu Gute; auch ist, wenn zu einer standesmäßigen Stellung der Lehrer alle anderen Quellen verschlossen sind, der Institutsfond berufen, diese Pflicht zu erfüllen, aber so viel darf mit Sicherheit behauptet werden, daß Direktor Nchinger unter solchen Voraussetzungen eine Gehaltsaufbesserung für sich nicht angenommen hätte.

Aber, dürften manche denken, Direktor Nchinger bedurfte einer solchen Aufbesserung freilich nicht, denn wie sein Testament beweist, hatte er sich ohnehin ein hübsches Sümmechen, ungefähr 6000 fl. zurückgelegt. Aus Eigenem zurückgelegt? Allerdings scheint es so, aber „der Schein trügt.“ Zur Steuer der Wahrheit halte ich mich für verpflichtet, aus Nchingers Munde zu erzählen, wie folgt: „Dechant Baumgartner († 1856), sagte mir Nchinger im Jahre 1854 oder 55, hat mir leztthin bei meinem Besuche in Moosbach eine nicht unbedeutende Geldsumme fast mit Gewalt zum Geschenke aufgedrungen. Deine Eltern, sprach er, haben mir, da ich ein armer Pfarrer in Stroheim war, viele Dienste erwiesen, du selbst bist fortwährend mit mir geplagt in Geld- und anderen Angelegenheiten, auch weiß ich, daß du nicht sparen kannst und nichts zusammenbringst, kurz ich mußte annehmen, was er mir gab. Und so bin ich auch ein kleiner Kapitalist geworden. Wenn daher einmal in meinem Nachlasse sich einiges Geld findet, so wisse man, wie ich dazu gekommen bin.“ Ich hätte damals wahrlich nicht gedacht, daß ich einmal in die Lage kommen sollte, von diesen Worten öffentlich Gebrauch machen zu müssen. Wie groß die geschenkte Summe war, weiß ich nicht, ich fand es indiskret, darnach zu fragen; aber das weiß ich und sein Testament liefert den

Beweis dafür, daß Nchinger dieselbe nur als ein anvertrautes Gut betrachtete, daß er nach seinem besten Wissen und Gewissen für Zeit und Ewigkeit fruchtbringend machte.

Warum aber, fragt man, hat er davon nichts zur Verbesserung des Direktorgehaltes verwendet? Ich für meine Person bin geneigt anzunehmen, Direktor Nchinger habe in dieser Beziehung für die Zukunft der Gerechtigkeit und dem Wohlwollen der Staats- und Landesbehörden vertraut.

Ergänzung, die Erektions - Bulle des Bisthums Linz betreffend.

(Siehe Jahrgang XIV, Heft I.)

Als mit dem Jahre 1861 der Wechsel in der Redaktion der Quartalschrift eintrat, wünschte die neue Redaktion vor Allem zur Diözesan-Chronik die Erektions-Bulle des Bisthums Linz mitzutheilen. Sie ist auch im 14. Jahrgang, Heft 1, Seite 102 u. s. w. enthalten. Daran sind einige Notizen geknüpft über die Einverleibung des größeren Theiles des damaligen Decanatus Laureacensis, welcher der Erektions-Bulle zufolge zur Diözese Linz gehört hatte, in die fast gleichzeitig errichtete Diözese St. Pölten.

Wir waren damals nicht in der Lage, das Original der Stiftungs-Urkunde oder die legale Abschrift derselben einzusehen. Wir hielten uns an das in dem ex typographia Camerae Apostolicae erscheinende, von Barbèri herausgegebene Bullarium, in dessen 7. Bande S. 247 die Erektionsbulle steht.

Seither konnten wir die legale Abschrift der Bulle einsehen und können nicht umhin, einige bedeutende Verbesserungen nachzutragen, deren der gedruckte Text des Bullarium bedarf.